

Rolf-Michael Simon

Ein Haus jüdischer Kultur

Die Alte Synagoge Essen

Eines der eindrucksvollsten Bilder aus der unmittelbaren Nachkriegszeit zeigt die Essener Synagoge, wie sie, scheinbar unzerstört, aus der Trümmerwüste ragt, die sich kurz zuvor noch stolz »Waffenschmiede des Reichs« nannte. Trotzig? Triumphierend gar? Über jene, die keine sieben Jahre vorher johlend um sie herumgestanden hatten, als sie geschändet wurde? – Nein, eher wie eine steingewordene Mahnung. Aber die war schon wieder vergessen, als sich die vormalige Krupp-Stadt auf den Weg in den Wiederaufbau, ins Wirtschaftswunder machte, zur »Einkaufsstadt« mauserte, wie sie gegenüber dem Hauptbahnhof noch immer grüßt. Wiederaufbau – den gab es für die Synagoge nicht, der diese Stadt jahrzehntelang ein ganz eigenartiges Schicksal zuteilwerden ließ. Davon später mehr.

65 Jahre nach diesem unvergesslichen Bild präsentiert sich der wuchtige Kuppelbau am Rande der City, seit langem »Alte Synagoge« genannt, ganz frisch, als »Haus jüdischer Kultur«. Ein neu gestalteter Vorplatz, der nach Synagogen-Architekt Edmund Körner benannt werden soll, eine Freitreppe, die ohne die bisherigen Hindernisse zu einem tatsächlich freien Zugang einlädt, wie ihn auch die Glastüren signalisieren. Dieser Öffnung des Hauses, dessen Äußeres mit »eindrucksvoll« nur höchst unzureichend umschrieben werden kann, entspricht eine innere, ja eine mentale Öffnung. Fokussierten sich die Ausstellungen der jüngeren Vergangenheit auf die Jahre '33 bis '45 des unseligen 20. Jahrhunderts, so soll dies jetzt nur noch ein Aspekt unter vielen anderen sein. »Pluralismus« nennt Edna Brocke das. Die Judaistin, in Jerusalem ge-

boren, ist seit 1988 Leiterin des Hauses, das bislang als »Mahn- und Gedenkstätte« firmierte. Davon findet sich nach der knapp zweijährigen Umgestaltung kaum noch etwas, ohne dass, notabene, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit fehlte. Aber sie bewegt sich auf anderen Ebenen. Den mahnend erhobenen Zeigefinger – in welch übertragenem Sinne auch immer – wird man vergebens suchen. Warum sollte man auch? Schon der erste Eindruck, der erste Blick ins Innere offenbart die Intentionen.

Das Drückende, vielleicht Bedrückende ist verschwunden, hat einer lichten Gestaltung Platz gemacht. Dazu gehört, dass die bisherigen Verwaltungsräume über Eingang und Foyer ins Untergeschoss gezogen sind: mehr Öffnung, mehr Licht. Die großen Fenster sind unverstellt, die historisierenden, wuchtigen Leuchter einfach weg. Der weite Hauptraum unter der hohen Kuppel ist – leer. Und soll es bleiben, ausgenommen zu besonderen Veranstaltungen wie zur Eröffnung. Die Farbgebung, man spricht von »apricot«, strahlt Wärme aus, auch wenn die Sonne die Besucher nicht zusätzlich empfängt. Aber wenn, wie so oft in diesem Sommer, dann ist der Eindruck unvergleichlich, dann funkelt das ganze Haus. Und die fliederfarbenen gestaltete Innenkuppel weist zusätzlich darauf hin, dass ein Besuch dieses ganz und gar ungewöhnlichen Gebäudes einfach Freude machen darf, ja soll.

Fünf Ausstellungsbereiche vermitteln mit modernsten medialen Mitteln Vielfalt jüdischen Lebens in Vergangenheit und vor allem Zukunft. Nicht »das eine und endgültige« jüdische Leben. Dass es das nicht gibt,

wird einem rasch klar, wird immer wieder mit einem Augenzwinkern gezeigt. »Man soll den Humor nicht an der Garderobe abgeben«, kommentiert Edna Brocke.

Natürlich fehlt die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Essen nicht. Seine eigene Geschichte zeigt das Haus auf der ehemaligen Orgelempore, und am besten erlebt man sie – liegend. Auf harten, aber nicht unbequemen Holz-Liegen. Verdutzte Frage eines Besuchers: »Darf man das?« Man darf, man soll sogar, denn so lassen sich die Bilder und Texte am besten studieren, oben an der Decke. Im Raum darunter: Quellen jüdischer Traditionen. Wo man aber auch George Gershwin trifft oder Marcel Reich-Ranicki, Danny Kaye, Lauren Bacall und viele andere. Überraschungen sind hier fest programmiert.

An den Seiten der früheren Frauenempore kann man jüdische Feste kennenlernen, auf Augenhöhe mit dem Mosaik, das in hebräischen Schriftzeichen erinnert: »Wisse, vor wem du stehst«. An der Stirnseite ist jüdischer »Way of Life« zu erleben, der wohl originellste Bereich. Da lädt ein überdimensionaler Touchscreen ein, jüdisches Leben in neun Metropolen auf fünf Kontinenten kennenzulernen. Gleich daneben – auf Knopfdruck und mit erwähntem Augenzwinkern – Infos über Speisevorschriften; man kann (mit)tanzen oder in einer Vitrine die legendäre »501« von Levi's neben dem Superman-T-Shirt mit Davidstern auf der Brust betrachten. Dieser Bereich, den man sich kaum ohne Schmunzeln, ja Lachen erschließt, manifestiert in besonderer Weise das Anliegen der Ausstellungs-Macher: zu zeigen, dass das Judentum viel, viel mehr ist als Religion.

Edna Brocke: »Wenn jemand nach einem ersten Besuch feststellt ›Jetzt verstehe ich gar nichts mehr‹, haben wir ein wichtiges Ziel erreicht.« Ein Widerspruch? Ganz und gar nicht. Denn diese Besucherin, dieser Besucher wird wiederkommen. Und es ist klar geworden, dass es unendlich viele Aspekte,

aber keine einfachen Antworten auf Fragen nach dem Judentum gibt. »Wir machen es den Nicht-Juden nicht leicht, uns zu verstehen – aber wir verstehen uns auch oft genug selber nicht.«

Kann man aber verstehen, wie die Stadt Essen mit diesem Gebäude umgegangen ist? Nach der Befreiung war die Synagoge, die bei ihrem Bau 1911-1913 nicht zuletzt auch Ausdruck des Wunsches der Essener Juden war, zur Mehrheitsgesellschaft gehören zu wollen, für die wenigen Überlebenden viel zu groß. Sie blieb, Jahr um Jahr und Jahr, als Ruine am Rande stehen, bis sich die Stadt – in jenen Jahren mit über 730.000 Einwohnern die viertgrößte der Republik – endlich zum Kauf entschließen mochte. Das geschah im Herbst 1959, fast zeitgleich zur Eröffnung der Neuen Synagoge der kleinen jüdischen Gemeinde. Und was tat die Stadt, an deren Spitze damals ein Bauunternehmer als Oberbürgermeister stand, mit einem solchen Baudenkmal, das einst als Deutschlands schönste Synagoge gegolten hatte? Zu allererst wurde der Innenraum geglättet, mit Spritzbeton; wurden die letzten, wenn auch beschädigten Mosaik zerstört, jede Erinnerung an vormalige sakrale Nutzung getilgt. Unter der Kuppel zog man eine Zwischendecke ein, eine Design-Ausstellung übernahm den Ort. »Haus Industrieform«, so hieß das Haus jetzt, so stand es auf offiziellen Stadtplänen. Allen Protesten von jüdischer Seite zum Trotz, die schon in den »Fifties« Vorstöße Richtung Stadtspitze unternommen hatte, in diesem einzigartigen Bau an die Ermordung der europäischen Juden zu erinnern. Vergebens.

1979 überschlugen sich die Ereignisse. Zuerst brannte die Synagoge (»Haus Industrieform«) im Inneren zum zweiten Mal – Kurzschluss, keine Brandstiftung. Dann wurde das Essener Rathaus fertig, das gleich neben der Synagoge diese zwar weit überragt, aber doch nicht in den Schatten stellt. Mit dem Neubau war eine neue Nutzung des ehemaligen Essener Amerika-

Hauses möglich, das die Essener Stadtspitze 15 Jahre lang beherbergt hatte. Das »Rathäuschen«, wie Spötter es bundesweit nannten, war ein potentieller neuer Standort für das »Haus Industrieform«. Ob dies nun der Anstoß war oder nicht – jedenfalls begann man, auch in Medien und Öffentlichkeit über eine angemessene Nutzung nachzudenken und zu diskutieren.

Am 9. November (Geschichte lässt grüßen) 1980 wurde, im Innern kaum verändert, die »Alte Synagoge« eröffnet. Im Fokus der frühen Jahre: »Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945«. Wohlgemerkt – dem Eröffnungsdatum wie dem Ort des Geschehens zum Trotz ging es ganz und gar nicht um die Verfolgung Essener Juden. In jenen Hoch-Zeiten der »Antifa« stand die Arbeiterbewegung im Vordergrund, Juden kamen nur am Rande vor, wenn überhaupt. Nur zaghaft nahm man Anlauf, über diesen Schatten zu springen, wozu es noch mancher Anstöße von außen bedurfte. 1986 begann der grundlegende Rückbau, die Kuppel wurde wieder freigelegt, der Innenraum in Erinnerung an das Original gestaltet, der Schwerpunkt der Arbeit auf das jüdische Leben gelegt. 1988 konnte Edna Brocke als neue Leiterin der Alten Synagoge zur Wiedereröffnung auch Johannes Rau begrüßen, den damaligen Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen.

Und jetzt ein zweiter Umbau, Kosten knapp 7,8 Millionen Euro, dieses einzigartigen, das Stadtbild prägenden Gebäudes, wie der heutige Oberbürgermeister schwärmt. Die Pläne gehen lange vor den Zeitpunkt zurück, da Essen und das Ruhrgebiet zur »Kulturhauptstadt Europas 2010« ausgerufen wurden. Gleichwohl wurde die Eröffnung zum wichtigen Punkt dieses Jahres. Erneut hat man keine Wiederherstellung des

originalen Zustands von 1913 angestrebt. Zum einen nicht möglich, da die notwendigen Bild-Dokumente fehlen, zum anderen auch nicht erwünscht. Der Blick soll nicht mehr (nur) nach hinten gehen, vielmehr nach vorn in die Zukunft.

Dazu passt der Hinweis Edna Brockes in einem Deutschlandfunk-Interview: Die Bereitschaft zur Beschäftigung mit jüdischen Kulturen sei in den vergangenen Jahren geringer geworden. Statt dessen werde man als Israeli und/oder als Jude auch durch mediale Bilder, durch Urteile ohne Hintergrundkenntnisse, aber mit moralischem Zeigefinger schnell in eine Ecke gestellt. Das wieder rückgängig zu machen, ist eines der ehrgeizigen Ziele dieses Hauses der jüdischen Kultur, das man in Analogie zur »TRIBÜNE« ebenso gut ein Haus zum (besseren) Verständnis des Judentums hätte nennen können. Es bietet die andere Form der Auseinandersetzung, stellt sich als »Altes Haus mit neuem Inhalt« vor – kein Museum, kein »Neues Haus mit altem Inhalt«. Es passe genau in die sich verändernde jüdische Landschaft hier, stellte Dieter Graumann vom Zentralrat der Juden in Deutschland fest. Es bildet sich eine neue jüdische Gemeinschaft im Lande – in diesem Haus werde deutsch-jüdische Geschichte nicht verengt gesehen, hier lebe das Judentum. »Es ist eine Freude!«

Das Judentum ist in diesem Hause wieder angekommen, ist hier buchstäblich wieder »zu Hause«. Aber zum Atemholen bleibt kaum Zeit. Edna Brocke wird Ende des Jahres in Ruhestand gehen. Ihre Nachfolge unter dem Eindruck dieser großartigen Neugestaltung zu regeln, ist die nächste Herausforderung. Nicht zuletzt, um 2013 den 100. Geburtstag dieses Hauses angemessen feiern zu dürfen. Ja, zu dürfen.